

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Gruenwald.
Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 11. April 1901.

(Nachdruck verboten).

Die Freundinnen.

Roman von Clarissa Bohde.

(Fortsetzung)

„Darf ich einen Augenblick um Deinen Arm bitten, Papa?“

Der Präsident sah befremdet auf; aber ein Blick in das erregte Antlitz seiner Tochter sagte ihm, daß der Spieltisch nicht der geeignete Ort sei, sie nach der Erklärung ihres seltsamen Betragens zu fragen. Er bat daher einen der dem Spiel zusehenden Herren, seine Karten für einen Moment zu nehmen und folgte der ihn mit sich nach dem Garten ziehenden.

„Was ist es, Hildegard?“ fragte der Präsident ebenso beunruhigt als ungehalten, sobald sie sich beide in einem der Gänge des Gartens allein und außer Hörweite der auf der Terrasse noch immer auf- und abwandeln den Gäste befanden. „Du weißt, daß ich es nicht liebe, die Gesellschaft zum Zeugen von familiären Erregungen zu machen. Du hättest, was zu sagen ist, bei Dir behalten können, bis wir wieder zuhause sind.“

„Unmöglich, Papa,“ entgegnete Hildegard und der Präsident fühlte, wie ihre auf seinem Arm liegende Hand bebte, „nur einen Augenblick Geduld, und Du wirst alles erfahren.“

Der Präsident widersprach nicht mehr, ihre Erregung steckte ihn mit an. Sie schlug den Weg zum Bassin ein.

Was sie dorthin trieb? Der Präsident begann zu ahnen, Hildegard aber wußte, wen sie dort treffen würde, sie hatte Walter den Gang hinunter gehen sehen, und eine innere Stimme sagte ihr daß jetzt die Stunde der Vergeltung für alles ihr angethane Leid geschlagen habe. Der Sturm der in ihr aufflammenden Leidenschaft ließ sie nicht bedenken, daß das Leid, das sie Helene und Walter zuzufügen gedachte, doppelt auf den Vater, auf sie alle zurückfallen mußte.

Walter war in der That, von den widersprechendsten Empfindungen getrieben, Helenen in den Garten gefolgt. Er wollte ihr Lebewohl sagen; aber der Gedanke an das Scheiden erfüllte ihn mit so tiefem Weh, daß das Gefühl in ihm überwallte und für einen Augenblick jeden anderen Gedanken in ihm verlöschte.

In ähnlicher Erregung war Helene. Der Direktorin beleidigende Worte hatten sie tief verletzt. Geschah es doch zum ersten male, daß man sie absichtlich zu kränken suchte. Sonst hatte man die Präsidentin wenigstens in ihr geschont. Jetzt spritzte man ohne Scheu das Gift des Meibes, der Verleumdung nach ihr aus, — wer war daran Schuld, als der Gatte, dessen Verhalten allein die sonst vor dem Vorgesetzten des Mannes sich beugenden und bückenden Frauen dazu ermutigen konnte? Und je dunkler sich vor ihrem inneren Blicke das Bild des Gatten färbte, desto leuchtender trat

das des Mannes hervor, der nur mit Ehrfurcht, mit Ergebenheit ihr nahe, von dem sie fühlte, wenn er es auch nie mit Worten ihr gesagt hatte, daß er mit seinem Leben für sie, für ihre Ehre eintreten würde.

So mit dem Wilsbe Walters beschäftigt, der mit Herzklopfen sich ihr nahe, überraschte es sie kaum, als er jetzt vor ihr stand, und an ihrer Seite dahinschritt. Mit hastigen Worten theilte er ihr die Ereignisse des heutigen Tages mit, daß er M. verlassen, daß er ihr Lebewohl sagen müsse.

Sie vermochte ihr Erschrecken, ihre Ueberraschung nicht zu verbergen. Also den letzten, ja den einzigen Freund in der Familie ihres Gatten sollte sie verlieren! Der Schmerz, der schon vorher in ihrer Brust gewühlt hatte, suchte jetzt einen Ausfluß; überwältigt sank sie auf eine von den Zweigen einer Linde überdeckte Bank und brach in Thränen aus.

Thränen im Auge der Geliebten, Thränen, die sie um ihn, um sein Scheiden vergoß! Walter vergaß alles um sich; er sank vor ihr nieder und zog die matt herabhängende Hand an seine Lippen.

„Helene, Sie weinen, weinen um mich!“ bebte es von seinem Munde — „O, dieser Augenblick entscheidet über unsere Zukunft! Sieht es ein höheres Recht als die Liebe? Die Liebe bindet und löst. Mag eine klein denkende Welt es verurtheilen, mögen wir selbst durch das Feuer der Schmerzen erst zur Seligkeit der Erfüllung gelangen, dieser Augenblick weicht mein Leben Ihrem Dienst. Verfügen Sie über mich, sagen Sie, was ich thun kann, um diese Thränen zu trocknen, um Sie wieder glücklich zu sehen.“

Helene fuhr empor; sie wollte ihre Hand dem stillrühmisch Flehenden entziehen. Scham und Angst kämpften in ihr mit der aufflammenden Neigung. Ehe sie sich aber besinnen, ehe sie zur Klarheit über die Gefahr der Situation, in welcher sie sich befand, gelangen konnte, drang ein Ton zu ihr, sah sie Gestalten vor ihrem Auge, vor denen sie entsetzt das Antlitz barg.

„Helene!“ klang es voll Weh und Vorwurf in ihr Ohr. Walter sprang empor; er stand erbleichend dem Präsidenten und Hildegard gegenüber. Aber keiner der Hinzugekommenen schien ihn zu bemerken. Der Präsident trat auf Helene zu und faßte ihre Hand.

„Komm mit mir, daß Deine Abwesenheit unter den Gästen nicht bemerkt wird.“

Sie erhob sich und folgte ihm mechanisch. Die ganze Welt versank vor ihr wie im Nebel, die Sinne drohten ihr zu vergehen, nur die starke Hand des Gatten vermochte sie vor dem Fallen zu bewahren.

Walter trat einen Schritt vor: „Du wirst eine Erklärung von mir wünschen, Daniel.“ —

Der Präsident machte eine abwehrende Handbewegung: „Hier ist nicht der Ort, um Erklärungen zu geben. Morgen werden wir weiter darüber sprechen. Bis dahin gedulde Dich!“

Er schlug mit Helene und Hildegard den Weg nach dem Hause ein. Walter blieb allein; er sank auf die Bank und legte das schmerzende Haupt in die Hand. Der Würfel war gefallen, sein Schicksal entschieden. Die Aufgabe seines Lebens stand jetzt in voller Klarheit vor ihm; er mußte alles anwenden, sie zu gewinnen, die Bande, die sie hielten, zu lösen, und ihr das Glück zu geben, das ihr nach diesem Vorfalle im Hause des Onkels nie mehr blühen konnte.

IV.

In früher Morgenstunde schon meldete der Diener des Assessors von Grumbach demselben den Besuch des Präsidenten. Walter erwartete seinen Oheim bereits. Eine Deute heftiger innerer Kämpfe, hatte er die ganze Nacht durchwacht. Der Vorfalle des gestrigen Abends war unerwartet, ja gegen sein besseres Wollen und Empfinden eingetreten; aber so tief er auch das Verhängniß beklagte, das seine Liebe, das Gefühl der Seligkeit, sich geliebt zu wissen, verdunkelte, so konnte und mochte er jetzt doch nicht mehr zurück. Wäre es nicht Feigheit, eine Frau, deren Liebe sich ihm wider Willen verrathen hatte, die durch seine Schuld in dem Hause des Gatten in eine unwürdige Lage gerathen war, jetzt ihrem Schicksale zu überlassen? Nein, die Ehre gebot ihm, für sie und seine Liebe einzutreten, seine ganze Kraft, ja sein Leben daranzusetzen, die Geliebte zu gewinnen.

Er empfing daher auch mit ruhiger Fassung den Oheim; dennoch überkam ihn ein beklemmendes Gefühl, als er in die Büge desselben schaute. Der bisher noch über seine Jahre kräftige Mann schien in der letzten Nacht um viele Jahre gealtert. Tiefe Furchen zeigten sich auf der hohen Stirn, und die sonst so klaren Augen blickten matt und trübe.

„Onkel,“ rief Walter erschüttert, „glaube mir, daß ich es tief und schmerzlich beklage, daß alles so gekommen ist —“

„Daß das,“ entgegnete der Präsident, und seine Stimme klang rau, als fälle ihm das Sprechen schwer. „Ich bin nicht hier, um Dir Vorwürfe über das zu machen, was nicht mehr zu ändern ist. Die Weisheit, die vor der That überlegt, fehlt ja zumeist der Jugend; doch hätten Gefühl und Gewissen Dich daran hindern sollen, über das Haus, das Dir zur zweiten Heimat geworden war, Unglück und Verderben zu bringen.“

Walter erblickte.

„Es war nicht mein Wille; die Leidenschaft entstand und wuchs in mir trotz alles Kampfs dagegen, und Du wirst mir glauben, daß ich ehrlich gekämpft habe.“

„Und konntest Dich doch nicht so weit beherrschen und das Wort unausgesprochen lassen, von dem Du wußtest, daß es wie ein Sturmwind das Glück, den Frieden meines Hauses davon führen müßte!“

Walter blickte nieder; er fühlte die ganze Schwere des Vorwurfs. Doch was hätte es ihm jetzt noch geholfen, zu betheuern, daß nicht wohlüberlegte Absicht, sondern nur die Erregung des Augenblicks ihn so weit fortgerissen, der Oheim würde ihm schwerlich Glauben geschenkt haben.

Der Präsident erwartete auch keine Antwort.

„Es handelt sich indessen jetzt zwischen uns nicht um das Vergangene, sondern um die Zukunft. Ehe ich aber über dieselbe spreche, möchte ich Dir eines sagen: Ich liebe meine Frau von ganzem Herzen. Deine Jugend wird vielleicht an der Liebe eines alten Mannes zweifeln, der nicht nur anbetete und bewunderte, sondern auch Fehler und Schwächen fand und sich treulich mühte, dieselben zu bessern. Meine Liebe ist eben die eines erfahrenen Mannes, Deine die des stürmischen Jünglings. Welche von beiden sich als die dauerhaftere, die selbstlosere erweisen dürfte, das wollen wir hier nicht erörtern. Vielleicht war es ein Irrthum, daß ich glaubte,

ein junges, enthusiastisches Herz, das sich mir zuneigte, an mein niedergehendes Leben fesseln zu können; aber eben der Enthusiasmus, das reiche Gefühlleben Helenens ließ mir dies möglich erscheinen. Ich rechnete nicht mit der Schwäche ihres Charakters, mit den unruhigen Neigungen ihrer Natur. Ich freute mich, die in ungesunder Umgebung dennoch so schön erblühte Menschenblume in einen besseren, geedlicheren Boden verpflanzen zu können. Doch meine Berechnung war falsch. Die Pflanze war zu schwach, um in fremder Erde Wurzel zu fassen. Der erste Sturm schon hat sie geknickt.“

„Onkel!“ rief Walter wie beschwörend. „Sie soll nicht geknickt werden. Ich halte sie eben so hoch und heilig, wie Du sie nur halten kannst. Und eines laß mich zur Rechtfertigung ihrer Verschuldung gegen Dich sagen. Ihre Liebe zu mir wäre vielleicht immer unentzündet in ihrem Herzen geblieben, wenn sie nicht in der Erregung des Augenblicks, an der ich allein die Schuld trage, sich verrathen hätte.“

„Und ist die Untreue des Herzens keine Untreue? — Doch nichts weiter. Wenn einer, so meine ich ein Urtheil über mein Weib zu haben, und deshalb glaube ich Dir gern, was Du zu ihrer Entschuldigung sagst. Ja, ich hege sogar die Ueberzeugung, daß Helene auch jetzt noch sich nicht völlig klar über ihr Empfinden, über die Tragweite ihrer Handlungen ist. Deshalb aber möchte ich sie auch vor einer zu späten Reue bewahren, ihr die vollständige Freiheit sichern, unbeeinflusst über sich und ihre Zukunft zu entscheiden. Die Ehe ist eine ehrwürdige Institution, auf der die sittliche Kraft der Nation beruht. Man darf sie nicht zum Spiel herabwürdigen, sie mit frivoler Leichtfertigkeit binden und lösen, je nach der Laune des Augenblicks. Und damit komme ich auf den Grund dessen, was mich hergeführt hat. Ich fordere von Dir das Versprechen, Helenens Entschlüsse in keiner Weise beeinflussen zu wollen.“

Walters Augen richteten sich mit banger Frage auf den Onkel.

„Ich verstehe Dich nicht ganz. Auch ich bin fern davon, frivol über die Ehe zu denken. Aber wo das einzig wahre Bindemittel, die Liebe, verloren gegangen ist, da scheint mir eine Lösung geboten. Im übrigen weiß ich wohl, daß die Rücksicht auf Helene jetzt die größte Zurückhaltung von mir erfordert. Dennoch legt mir die Sorge für sie einige Pflichten auf.“

„Die Sorge für Helene kannst Du vorläufig noch mir überlassen,“ unterbrach ihn der Präsident mit finster gerunzelter Stirn. „Noch ist sie meine Frau, noch bin ich ihr natürlicher Beschützer. Als solcher aber verlange ich unbedingt von Dir, daß Du weder mündlich noch schriftlich vor einer gesetzlichen Trennung unserer Ehe mit Helenen kommunizirst. Ich verlange das von Deiner Ehre als Mann, als Mitglied einer achtbaren, fleckenlosen Familie.“

Walter fuhr auf, sein Blut fing an zu kochen.

„Das ist zu viel!“ stieß er hervor. „Du kannst nicht verlangen, daß ich mich in den Augen der Frau, die ich liebe, zu einem Feigling herabsetzen lasse, der sie in einer von ihm heraufbeschworbenen Gefahr schmählich verläßt.“

Der Präsident richtete sich hoch auf, in seinen Augen blickte es zornig auf:

„Zu viel!“ rief er bitter, „was kann Dir mir gegenüber als zu viel erscheinen? Weißt Du denn nicht, daß ich das Recht habe, für immer durch mein Veto eine Verbindung zwischen Euch unmöglich zu machen, daß ich den Frevler, der die Unehre an meinen Herd getragen hat, mit Fluch und Verachtung für immer von meiner Schwelle stoßen könnte?“

Seine Hand, welche die Lehne des Stuhles hielt, bebte krampfhaft, Walter wurde roth und dann wieder bleich. „Du hast noch die Macht,“ sagte er dumpf, „und wenn Du Dich auf dieselbe stüttest, muß ich mich fügen. Aber eins wirst Du mir doch noch gestatten müssen, eine letzte Unterredung, ein letztes Abschiedswort an Helene!“

„Kein Wort gestatte ich Dir mehr an sie zu richten, ja, ich verbiete Dir, mein Haus vor Deiner Abreise noch zu betreten. Du wirst den Takt und die Klugheit besitzen, auf der Stelle die Stadt zu verlassen.“

„Das ist grausam, Onkel! Du stürzest mich in eine Dual der Ungewißheit, die kaum zu ertragen sein wird.“

„Lerne sie ertragen. Ich dünkte, diese Strafe, wenn es eine solche ist, wäre gering genug für Dein Vergehen. Die Zeit der Prüfung wird die Echtheit Deiner Gefühle erweisen, mehr aber noch ihre Selbstlosigkeit, ob Du die Befriedigung Deiner eigenen leidenschaftlichen Wünsche dem Glücke und der Ehre der Frau, die Du liebst, unterzuordnen vermagst.“

Damit wandte sich der Präsident und verließ das Gemach. Walter blieb noch lange in derselben Stellung und starrte düster vor sich nieder. Zum Kampfe, zu jeder kühnen That fühlte er den Muth in sich, doch dieses thatenlose Abwarten, das kein Wort, kein Blick von der Geliebten versüßen sollte, dünkte ihn eine schwere, entsetzliche Last.

Der Präsident eilte mit hastigen unsicheren Schritten nach seiner Wohnung. Der treue Diener erschrak über seines Herrn verstörtes Aussehen. Auf seine besorgte Frage aber bedeutete ihm der Präsident, ihn allein zu lassen, und schloß sich in sein Zimmer ein.

Unterdessen ging das Leben im Hause in alter Weise fort. Es war Sonntag, und die Familie des Präsidenten schickte sich an, nach alter, festgehaltener Gewohnheit zur Kirche zu fahren. Schon harrte die Equipage mit dem alten stattlich auf seinem Boocke sitzenden Kutscher vor der Thüre. Eugen war vom Gute seines Vaters hereingekommen, um seine Braut zur Kirche zu begleiten. Hildegard und Olga standen bereits in Hut und Mantille zur Abfahrt bereit. Hildegard sah sehr angegriffen aus, aber ihr Wesen war gehalten und ruhig wie immer. Man wartete nur noch auf Cornelia, die zu Helene gegangen war, um ihr einen guten Morgen zu wünschen. Helene hatte sich am Frühstückstisch mit Unwohlsein entschuldigen lassen, der Präsident, gewohnt, früh schon am Arbeitstische zu sitzen, pflegte den Kaffee auf seinem Zimmer zu nehmen.

„Wie bleich Du bist, Helene?“ rief Cornelia, als die Freundin im Morgenkleide ihr entgegentrat, „und Deine Hand, wie heiß! Ich glaube gar, Du fieberst. Du solltest Dich ins Bett legen und den Arzt rufen lassen. Gewiß hast Du Dich gestern bei dem späten Spaziergange im Garten erkältet. Man wundert sich allgemein darüber, daß Dein sonst so sorgsamer Gatte Dir das gestattete. Du sahst gleich sehr angegriffen aus, als Du wieder in den Saal tratst.“

Helene wandte den Kopf ab; sie vermochte den neugierig forschenden Blick der wortreichen Freundin heute nicht zu ertragen.

„Eine Migräne, weiter nichts,“ entgegnete sie, „es wird bald vorüber gehen.“

„Das wünsche ich Dir von Herzen, Du Arme. Ja, ja, bei solchen unangenehmen Familienangelegenheiten leidet jeder mit. Hildegard thut mir übrigens leid. Das gute Kind kämpft tapfer mit ihrem Schmerz; aber die bleichen Mienen verrathen doch, was die Zunge verschweigt. Ja, die treulosen Männer! Sie sind es nicht werth, daß ein Frauenherz sich an sie hängt. — Doch rege Dich nicht auf, Liebe. Wie Deine Wangen jetzt glühen! Du hast wirklich Fieber und mußt volle Ruhe haben.“

Sie zog die Falten ihres schwarzseidenen Kleides zurecht, warf noch einen raschen Blick in den Spiegel, ob der Hut sich nicht verschoben habe, und ging zur Thür.

„Apropos,“ wandte sie sich dort noch einmal um, „hast Du etwas an Antonie und Lydia zu bestellen? Ich will nach der Kirche zu ihnen gehen, um Bebewohl zu sagen.“

„Bebewohl?“ fragte Helene überrascht. Cornelia hatte bisher noch nichts von ihrer Absicht, reisen zu wollen, geäußert.

„Ja, Schatz, ich wollte es Dir gleich am Morgen sagen; aber Du fehltest ja beim Frühstück. Mein Vater hat an mich geschrieben, er wünscht dringend meine Rückkehr. — Also Grüße soll ich den Freundinnen bestellen, nicht wahr? Ich werde ihnen Dein Unwohlsein melden, sie werden gewiß nicht ermangeln, nach Dir zu sehen.“

Noch einmal nickte sie Helene freundlich zu und rauschte hinaus. Es war eine Lüge, daß ihr Vater an sie geschrieben und sie zur Rückkehr aufgefordert hatte. Sie aber fühlte den Boden unter ihren Füßen brennen, und hatte am Morgen einen Boten abgeschickt nach dem Landgute des Vaters, um einen Wagen zur Abholung zu bestellen. Die gestrige Szene im Garten war doch nicht so ganz unbemerkt vorübergegangen. Promenirende hatten Walter und Helene sowohl, als nach ihnen den Präsidenten und Hildegard dem Bassinplatz zugehen gesehen. Man wußte nicht, was dort vorgefallen war, munkelte aber um so mehr darüber, und die abenteuerlichsten Gerüchte schwirrten schon am Abend in der Gesellschaft, die noch durch hämische Zungen gleich der der Direktorin Beklopft noch erweitert und ausgeschmückt wurden. Auch an Corneliens Ohr war einiges davon gedrungen, was die vorsichtige Gattin des Diplomaten bestimmte, sich von dem gefährlichen Terrain zurückzuziehen.

Helene sank nach Corneliens Fortgang in das Sopha zurück, und barg den heißen Kopf in die seidene Kissen. Ein heftiges Schluchzen erschütterte ihren Körper. Sie war hineingerissen in den Kampf der Leidenschaft, ohne es selbst zu wollen. Jetzt stand sie an einem Abschnitt ihres Lebens; auf einer Seite der gerechte Zorn des Gatten, Schmach vor der Welt, auf der anderen das be rauschende Gefühl, geliebt zu werden, geliebt mit ganzer Kraft der Seele, von dem Manne geliebt, der ihr der Inbegriff alles Fesselnden und Schönen war, zu dem eine tiefe Sympathie sie hingezogen hatte, sobald sie zuerst ihm in das Auge geschaut. Schmerz und Wonne, Neue und die süß keimende Hoffnung auf zukünftiges, noch ungetanntes Glück wogten wie ein Chaos in ihrer Seele durcheinander.

Da klopfte es an ihrer Thür; sie erkannte den Schritt des Gatten. Ein Beben erfaßte sie wie den Verbrecher, der den Urtheilsspruch des Richters empfangen soll.

Der Präsident trat ein. Helene's befangenem Blicke erschien er kühl, ruhig wie immer. Sie ahnte nicht, wie das Herz des Mannes, der so gefaßt vor ihr stand, innen blutete, welche Gewalt er sich anthun mußte, die Haltung, die sie täuschte, zu bewahren. Helene hatte sich erhoben, ihr Gemal bedeutete ihr, sich wieder zu setzen; er selbst blieb stehen, als wolle er damit zu erkennen geben, daß die Unterredung möglichst kurz gefaßt werden solle.

„Du siehst mich hier,“ begann er, „um Dir eine ernste Frage vorzulegen, eine Frage, die ich mir zwar nach dem gestern Erlebten vielleicht selbst beantworten könnte, die ich aber dennoch aus Pflichtgefühl an Dich richte, um sie aus Deinem eigenen Munde beantwortet zu hören: Liebst Du den Mann, den ich gestern zu Deinen Füßen überraschte?“

In Helene's Antlitz schoß eine dunkle Blut, sie senkte das Haupt, ihr war, als müßten ihr vor Scham die Sinne vergehen. Aber kein Wort kam aus ihrem Munde. Durfte sie leugnen, was ihr im Herzen brannte, konnte sie gestehen, was noch unklar in ihrer Seele lag, worüber sie selbst sich noch nicht Rechenschaft gegeben hatte?

Um den Mund des Präsidenten zuckte es schmerzlich.

„Dein Schweigen verräth, was die Lippen sich zu gestehen scheuen. Keine Stimme also in Deinem Innern hat Dich vor dem Treubruch des Schwures, den Du vor Gottes Altar geschworen hast, gewarnt, kein Pflichtbewußtsein Dich vor der Sünde am Heiligthum der Ehe behütet? Das rißt mich schwer, schwerer, als Du zu ahnen vermagst. Ein schöner Zweck meines Lebens ist mir dadurch vernichtet. Ich wollte Dich über Deine Natur erheben, Du entwindest Dich mir und sinkst wieder hinab.“

Er wandte sich ab, seine Bewegung zu verbergen.

„Vergieb, vergieb,“ bat sie, und erhob flehend die Hände. „Wider Willen wurde ich fortgerissen —“

„Ich weiß,“ unterbrach er sie. „So sprichst Du, so sprach er, so sprechen alle, die nicht die Kraft besitzen, sich zum Herrscher über ihre Leidenschaften und Begierden zu machen. Um eines flüchtigen Raufsches willen geben sie Glück und Ruhe ihres Lebens dahin; denn durch Schuld gewinnt sich nicht das Glück. Ihr haschet nach fernen Wolkengebilden, die in Nebel zerfließen, sobald Ihr ihnen nahe seid; den Himmel aber, den reinen Himmel, der in jedes guten Menschen Herzen wohnt, den habt Ihr dann für immer verloren.“

Helenens Kopf sank noch tiefer auf ihre Brust.

„Ich habe diesen Himmel noch nie in mir gehabt,“ sagte sie leise. „Um ihn im Herzen zu tragen, bedarf der Mensch mehr, als bloß das strenge Befolgen vorgeschriebener Pflicht, er bedarf der Liebe, die ihn erst licht, erst erkennbar macht. Diese Liebe blieb mir in Deinem Hause versagt.“

„Das ist ein schwerer Vorwurf, Helene, jedoch er trifft mich nicht. Ich habe Dir tausendfache Beweise meiner Liebe gegeben, und selbst wenn ich streng erschien, war es doch wiederum nur die Liebe, die mich zu dieser Strenge veranlaßte; aber Du wolltest mich nicht verstehen. Mein Mühen, Dir die Wege zu ebnen auch zu den Herzen der Töchter, Du machtest es mir vergeblich durch Dein ungleiches, reizbares, über alle Saiten der Empfindung haltlos dahin rauschendes Wesen. Sie wollten zu Dir hinauffehen, Du aber glittest zu ihnen hinab, die kindliche Neigung zur Mutter entfloß. Liebe läßt sich nun einmal nicht erzwingen, doch wo sie fehlt, da kann die Achtung noch ersetzen, was ihr mit dem Behagen des Hauses genommen ist. Aber auch die Achtung der Töchter wußtest Du Dir nicht zu erwerben, ja, hast sie jetzt gänzlich eingebüßt.“

Helene schlug die Hände vor das Gesicht.

„Genug, genug,“ stöhnte sie. „Wisse denn, mit allen Kräften meines Seins habe ich nach Eurer Achtung, Eurer Liebe gestrebt. Aber zu verschieden sind unsere Naturen, wir können zu keinem Verständniß gelangen. Du fordertest mehr von mir als ich zu leisten vermochte; deshalb hat sich mein Herz von Dir abgewendet.“

Auf des Präsidenten Bügen malte sich ein tiefer Schmerz; mit raschen Schritten durchmaß er einige male das Zimmer. Als er sich wieder zu Helenen wandte, war sein Ausdruck milder, seine Stimme weicher. „Hören wir auf, uns gegenseitig anzuklagen,“ sagte er; „wir haben vielleicht beide gefehlt. Aber der ehrliche Wille, Dich glücklich zu machen, beseelt mich noch. Deshalb reiche ich Dir jetzt, so schwer Du mich auch gekränkt hast, die helfende Hand, um Dich auf dem schwanken Wege, den Du betreten hast, zu halten, Dich vor der Unbedachttheit Deines eigenen Sinnes zu schützen, so weit ich es vermag. Du wirst begreifen, daß ich eine Frau, die nur gezwungen an meiner Seite bliebe, nicht halten werde, ebenso, daß es fürs erste wenigstens für Dich unmöglich ist, nach dem gestrigen Austritte neben Hildegard in meinem Hause weiter zu leben. Deine Entfernung für längere oder kürzere Zeit ist also geboten; sie wird Dir zugleich die Gelegenheit geben, Dich selbst zu prüfen, Deine Entschlüsse für die Zukunft reifen zu lassen.“

Helene erschauerte, jetzt erst empfand sie die volle Verlassenheit ihrer Lage.

„So sprich,“ fragte sie dumpf, „wohin Du mich senden willst, wenn selbst die Flucht an das Mutterherz mir versagt bleibt?“

„Wohin? Das kann ich Dir jetzt selbst noch nicht sagen. Aber es wird sich finden, und wie ich hoffe, so finden, daß Du nicht unzufrieden mit mir zu sein brauchst. Meine Aufgabe soll es sein, auch bei dieser Deiner nothwendigen Entfernung zu vermeiden, daß ein Schatten durch dieselbe auf Deine Ehre fällt. Rein sollst Du mein Haus verlassen, wie Du in dasselbe eingezogen bist. Was Du

später thun wirst, wirst Du selbst zu verantworten haben. Das Meinige ist dann gethan und damit glaube ich auch gelüht, was ich etwa an Dir gefehlt haben mag.“

Er verließ das Zimmer, ohne sich noch einmal nach Helenen umzuwenden. Sie sah ihm mit wirren Blicken nach. Noch erschien ihr alles wie ein unholder, beängstigender Traum.

V.

Cornelie saß in Hydias Wohnzimmer auf dem Sofa und lächelte herablassend den Kindern der Freundin zu, die ihre Kniee umdrängten und mit staunenden Augen und tastenden Fingern die schwere Seide ihres Kleides bewunderten.

„Sie werden Dir lästig, Cornelie,“ entschuldigte Hydria die kindliche Zudringlichkeit der Kleinen, und gab ihnen einen Wink, das Zimmer zu verlassen, dem sogleich gehorsam Folge geleistet wurde.

„Du bist zu streng, Hydria. Warum liebst Du den Kindern nicht das Vergnügen? Mich belästigen sie nicht; bin ich doch mit der Kinderart vertraut.“

„Du hast nur einen Knaben, Cornelie, die Unruhe von vier so lebhaften Kindern als den meinen würde Dir doch bald zu viel werden.“

„Ich glaube kaum,“ entgegnete Cornelie und seufzte leise. „Wohl wünsche ich, Hydria, ich könnte mich gleich Dir immer der Gegenwart meines Kindes erfreuen, könnte meinen Kurl bei mir im Hause behalten.“

„Wie, willst Du Deinen Knaben jetzt schon fortgeben? Er kann meines Erachtens doch kaum acht Jahre zählen.“

„Er wird in wenigen Monaten neun; da hält mein Mann eine strengere Disziplin für nöthig, als sie in unserm Hause möglich ist. Wenn wir nach Rom gehen sollten, was so gut wie gewiß ist, wird Kurl in ein abliges Erziehungsinstitut in der Nähe Berlins gebracht.“

Hydia drückte theilnehmend Corneliens Hand. „Ich begreife, wie schwer Dir das werden muß, so weit von Deinem einzigen Kinde entfernt zu sein.“

„Ja, liebe Hydria,“ entgegnete Cornelie, wieder ihre überlegene Miene annehmend, „das sind Opfer, die der Stellung gebracht werden müssen. Wir Frauen von Welt haben nicht die Zeit, in unseren Familienorgen aufzugehen, wie Ihr glücklicheren, schlichten Hausmütter. Jede Stunde unseres Tages ist ausgefüllt, hat seine Bestimmung. Du würdest staunen, wenn Du hörtest, wie ich jede Minute ausnützen muß. Da sind Besuche zu machen, Besuche zu empfangen, alles Neue, alles Sehenswerthe muß in Augenschein genommen werden, man muß in allem, was unsere Kreise beschäftigt, an fait sein, um dem Gemal keine Schande zu machen. Und dann die geselligen Verpflichtungen, die Sorge für die Toilette, Konzert, Theater —“

„Hör auf, Cornelie, ich bitte Dich!“ rief Hydria lachend, „mir schwirrt der Kopf. Wie preise ich mein Loos, nicht in solcher Unruhe des Vergnügens leben zu müssen. Ich genieße dafür in meiner Zurückgezogenheit die Freude und das Behagen des Lebens am häuslichen Herde.“

Antonie, die still bisher dem Gespräche zugehört hatte, wandte sich jetzt mit der Frage an Cornelie, ob das von ihr erwähnte Unwohlsein Helenens ein ernstes sei.

„Ich hoffe nicht,“ war Corneliens Antwort. „Sie ist wohl nur krank insolge der Aufregung. Doch Ihr wißt ja noch nicht was gestern geschehen ist.“

Antonie und Hydria blickten besorgt auf; Cornelie aber erzählte mit dem Eifer, den gewöhnlich weibliche Naturen im geringen wie im vornehmen Stande zeigen, wenn es gilt, die Chronique scandaleuse ihres Bekanntenkreises zu enthüllen, alles, was sie von den letzten Begebnissen im Grumbach'schen Hause wußte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Pariser Damenschneiderei.

Von Carl Bahm (Paris.)

Großbazare. — Die „Grand-Couturiers“ und ihre Spezialitäten. — Toilette-Preise. — Wie eine Robe und der Damenhut in Paris entstehen.

Zur Weltausstellungszeit haben Tausende von deutschen Besucherinnen in Paris die großen Waarenhäuser, den Louvre, Bonmarché, Printemps etc. besucht, um ein wenig die „Zentralstellen“ des großen französischen Luxus kennen zu lernen. Die Großbazare, die uns „von der Wiege bis zum Grabe“ mit allem Nöthigen versorgen sollen, haben sich auch die eleganteste Frauentoilette angeeignet und in ihren Ausstellungen auf dem Marsfelde und der Invaliden-Esplanade beinahe noch kostbarere Kostüme gezeigt, als die wirklichen Frauenschneider von Ruf — freilich im guten Geschmack und Raffinement blieben sie weit zurück. Die fremden Besucherinnen haben in den Pariser Waarenhäusern gewiß nicht die Ateliers der Damen-Schneiderei entdecken können, so gern sie wohl einmal eine kleine Armee von Pariserischen Näherinnen bei der Arbeit gesehen hätten.

Welche Ausländerin würde nicht mit Vergnügen in die Geheimnisse eines der echten Schneiderpaläste eindringen, zöge solche Expedition nicht theuere Konsequenzen nach sich; man muß seinen Besuch bei den Grand-Couturiers, den Schneider-Unternehmern, leider motiviren, und als Motiv gilt einzig und allein eine Bestellung, die in ihrer finanziellen Werthung der Neugierigen Schrecken einflößen dürfte, in den meisten Fällen. Da jedoch die Geheimnisse der Pariser Kostüm-Ateliers in der That sehr interessant sind, und keine schöne Frau sie zu ergründen unterlassen sollte, wollen wir der freundlichen Leserin dienstbar sein und sie ohne Hausverpflichtung führen, so daß ihr nichts entgeht und sie ein volles Bild jener emsigen Pariser Thätigkeit im Herzen mit davonträgt — hoffentlich aber nicht eine Sehnsucht nach den gezeigten Schätzen, die dem Vatten oder dem Papa theuer zu stehen käme.

Die Pariserische Kostümkunst hat keine Konkurrenz in der Welt, was raffinierten Geschmack und Abwechslung in der Komposition anbelangt. Man wird der Wiener Mode gewiß kein Unrecht anthun, wenn man sie hinter die Pariser rangirt; die vornehme Wiener Damenschneiderei dürfte die Pariser nur hin und wieder in der Preishöhe noch übertreffen, dies wird wenigstens von Damen behauptet, die es aus der Pragis wissen können; im übrigen leisten die Pariser im Fordern auch schon Genügendes. . . . Im Umfange der Aufträge aus allen Welttheilen steht Paris natürlich allen übrigen Großstädten weit voraus, und so beschäftigt es ein ganzes Bülkchen junger Arbeiterinnen mit der Kostümfabrikation.

In der Rue de la Paix vor allen Dingen, dann in der Avenue de l'Opéra, Boulevard Haupmann, Rue Auber, Rue Taillibout etc. stehen die Etablissements der Schneiderei dicht beisammen, darunter verschiedene Häuser, die sich gegenseitig den Rang abzulaufen suchen, um zu den dreien zu gehören, die „très à la mode“ sind; heute erfreuen sich des größten Rufes Paquin, Doucet und Laferrière, dicht dahinter müssen die Firmen Beer, Worth, Callot Soeurs, Félix, Raubniß, Redfern, Rouff und Lebouvier genannt werden. Die reiche Pariserin und die sie getreu imitirenden Ausländerinnen erwählen sich nun keineswegs einen der Grand-Couturiers zum ausschließlichen „Hoflieferanten“, sondern sie kaufen möglichst bei allen eine Spezialität. Jedes der Häuser gilt nämlich in der erfahrenen Damenwelt in irgend einer Bekleidungsart für besonders tüchtig — natürlich gehen darin die Ansichten häufig auseinander. So wird man „flou“-Kleider, die Kleider aus Tüll, Spitzen und anderen duftigen Stoffen bei Doucet bestellen; will man den größten und modernsten Chic entfalten, dann geht man zu Paquin, dem hauptsächlichsten „lanceur de nouvelles modes“; die vornehme Pariserin, die in ihrem Aeußeren alle Verwandtschaft mit den Damen

der Lebewelt vermeiden will, ist getreue Klientin des Hauses Laferrière, auch die großen Künstlerinnen von Paris lassen meist hier arbeiten, wo Straßenkostüme und „Soirées“ wegen der Eleganz und Preiswürdigkeit berühmt sind; Callot Soeurs sind beliebt wegen ihrer „mystischen „robes d'intérieur“ und „deshabillés“, Raubniß wiederum gilt für den Meister in „robes de style“, griechisch, Empire etc., Redfern liefert Theaterroben, Worth, der Alte, Unvergänglich, „macht“, wie zu seinen Glanzzeiten unter dem Kaiserreich, in Prunkgewändern; den wahren Adel hat heute Félix zu versorgen.

Damit haben wir zunächst einmal eine Eintheilung des Pariser Kleiderstaates „nach Provinzen“ gegeben. Bevor wir den versprochenen Besuch — wohl vorbereitet — in einem der bedeutendsten Etablissements der Damenschneiderei machen, seien noch einige allgemeine Winke gegeben, die aus einer sehr „fachmännischen“ Feder stammen, aus dem „Paris-Parisien“ von Madame St. Ode, einem jedes Jahr bei Ollendorff in Paris neu erscheinenden brillanten Führer durch Paris. „Die Pariserin ist besser gekleidet als alle übrigen Frauen Europas, weil sie die Roben noch zweimal anprobt, wenn die anderen Eleganten eine Toilette schon für vollendet halten. Es ist das Amretouchiren bei den drei letzten Anproben, das das Außergewöhnliche jenen Roben giebt, die aus guten Häusern hervorgehen und von Frauen getragen werden, deren Ahnen schon Toilette Frauen waren. . . . Bei großen Damenschneidern von Ruf kostet das einfachste Straßenkleid 400 Frs., eine Abendtoilette 600, 1000 oder selbst 1500 Frs.“ . . . Daß es auch billigere Schneiderinnen giebt, versteht sich von selbst, aber man findet sie nicht in der Umgegend der Großen Oper.

Einige der Weltfirmen beschäftigen 800 und 1000 Angestellte; dies sind also wahre Fabrikbetriebe; jedoch die Eintheilung! Diese läßt erkennen, daß nichts „im Duzend“ gearbeitet wird.

In die Rue de la Paix fahren wir mit unserem Koupee ein; die Wagen stehen da in Reihe und Glied vor den Couturiers-Palästen. Ein Portier, umgeben von einem halben Duzend Grooms, öffnet uns den Wagenschlag, geleitet uns in das Vestibül mit seinen blinkenden Marmortreppen und von da in die Salons. Die Empfangsalons sind meist fürstlich ausgestattet; enorme Spiegel und Duzende von elektrischen Kron- und Wandleuchtern, weiche Teppiche, zahlreiche kleine Onyx-Tische, Möbel-Garnituren à la Louis XV. oder XVI. und Empire, sowie manche werthvolle Bronzen. In diesen Räumen empfangen die Repräsentantinnen des Hauses, die „Bendeuses“, die genau in den Modeblättern Bescheid und die Wünsche von den Lippen der „Klientinnen“ abzulesen wissen. Nach den Vorbesprechungen kommen die Modelldamen an die Reihe, dies sind prächtig gewachsene junge Damen, die von den Couturiers engagirt werden, um elegante Roben zu tragen und als „Mannequins“, auf deutsch: Modellpuppen, zu dienen. Die Kundin sucht sich einen „Mannequin“ aus, der ihr in der Statur ähnlich ist, wenigstens einigermaßen, und dann wird sie mit den ersten Vorarbeiten für ihre Bestellung nicht weiter behelligt. Für jede Kleiderspezies giebt es in dem großen Etablissement ein selbständiges Atelier, für „tailors“ einen Raum, in dem einige zwanzig Damenschneider arbeiten, und ferner für Straßenroben, Abend-Toiletten, Ballkleider, Hauskostüme etc. jedesmal ein eigenes Atelier, in welchem eine „Première“ schaltet und waltet.

Eine „Première“ ist ein auserlesenes Wesen, oft jung und hübsch, manchmal älterer Jahrgang, aber immer eine Prophetin im guten Geschmack. Ihr bleibt es überlassen, nach den Wünschen der Kundin ein Wunder in noch nicht dagewesenem Aufbau aus Seide, Spitzen und Plüsch zu erfinden; sie muß eine Künstlerin ersten Ranges im Schneidersach sein, trägt die Verantwortung für die anvertrauten Stoffe, muß aber einige zwanzig Arbeiterinnen kommandiren und schließlich den furchtbaren Qualen bei den Anproben widerstehen. Sobald eine Robe über den letzten Reißfaden hinausgereift ist, gilt es gründlich zu waltiren etc., um sie für den Körper

der Käuferin passend zu machen — denn bis dahin hat man für die Anprobe die ausgesuchte Modellbame untergeschoben; die Klientin will in dem neuen Kostüm genau die idealen Formen der „Mannequin“-Dame haben. Wie viele „Retouchen“ dies bei dem kritischen Auge der Pariserin kostet, kann man sich denken.

Die kleinen Schneiderinnen, die berühmten Couturières, zerfallen in drei Klassen, in die „Premières Mains“, „Secondes Mains“ und „Petites Mains“. Die ersteren sind die gereisteren, die zweiten die angehenden Näherinnen, die letzteren Lehrlingmädchen, daher auch „Apprenties“ genannt oder auch „Trotins“, weil sie in den Nachmittagsstunden in Ketten scherzend und lichernd durch die Straßen „trotten.“ Die „Premières Mains“ nehmen mit Hilfe der „Secondes Mains“ die nöthigen Maße an der Modellbame und verarbeiten die meist von der „Première“ zurechtgeschnittenen Stoffe. Die „Trotins“ leisten meist nur Handlangerdienste; sie eilen in den Lagerraum, die „Manutention“, wo besondere weibliche Angestellte über den kostbaren Vorräthen wachen; ein großes Schneiderhaus hat oft für mehrere Hunderttausend Francs Seide u. auf Lager, darunter werthvolle, in Lyon ausschließlich für die Firma gewebte Stoffe.

Häufig haben die großen Etablissements eigene Magazine für Handschuhe, Korsetts u. hin und wieder Ateliers für Damenhüte, die ebenfalls unter Premières stehen und bei denen sich die Schaaren der Modistinnen eintheilen wie die Couturières, in „Garnisseuses“ und „Aprêteuses“, sowie die Lehrlingmädchen, die man kurzweg „Arpettes“ nennt. Die „Première“ ist auch im Hutfach die erfindungsreiche Architektin und bezieht 500 bis 1500 Frs. monatlich! Sie kann diesen Mitteln entsprechend ein „mondaines“ Leben führen und sich mitten unter den Kundinnen im Theater oder auf den Rennplätzen bewegen. Die „garnirenden“ und „festnähenden“ Hülskräfte werden ungleich schlechter besoldet; sie erhalten täglich 4 bis 4½ Frs., was nicht gerade viel ist, in Anbetracht, daß die jungen Arbeiterinnen in den Restaurants der Stadt frühstücken und zu Abend essen müssen, wozu noch die Fahrtkosten für den Omnibus kommen. Trotzdem sind die jungen Arbeiterinnen der Schneiderbranche fast alle reizend gekleidet und die Straßenfreude von Paris. Wegen der zu geringen Löhne und zu langen Arbeitszeit haben die Couturières mit ihren männlichen Kollegen diesmal zu Saisonanfang ein wenig zu streiken begonnen; ein kleiner Erfolg wäre ihnen zu wünschen.

Die Unternehmer, die den Etablissements den Namen geben und durch diese oft berühmter werden, als große Maler und Bildhauer, sieht man natürlich höchst selten in den Ateliers; sie haben sich hauptsächlich um die Finanzen und die Reklame zu kümmern. Von Jahr zu Jahr erwachsen ihnen im Auslande größere Konkurrenten; Berlin kauft in Berlin, London in seiner City, ebenso Newyork u., und diese Konkurrenzgeschäfte arbeiten schnell und geschickt nach den neuesten Pariser Vorbildern. Aber die „Grand-Couturiers“ zürnen nicht zu sehr über den Wettbewerb und behaupten: „Wer im Auslande arbeiten läßt, hat nicht Geld genug, um zu uns zu kommen. Also . . .?“

„Also . . .“, ergänzen wir in Gedanken, „seid Ihr großen Schneider von Paris furchtbar eitel! Wenn Ihr den fremden Kollegen so ehrlich auch etwas gönnt — wir sind damit zufrieden; lassen die deutschen Frauen z. B. in Berlin, Leipzig oder Köln arbeiten, dann bleibt das Geld im Lande. Für Luxusartikel zu große Summen dem Auslande zu widmen, darf kein Patriot wünschen. Darum, Ihr Schönen in Deutschland, seht Euch nicht zu sehr nach den theuren Pariser Schätzen, schmückt Euch mit deutscher Arbeit, und wenn Ihr dabei den Französinen recht vieles im guten Geschmac absehen könnt, dann um so besser!“

(Nachdruck verboten.)

Zwölf Flaschen Sizilianer.

Von Max Dornig.

Sie hatten mich.

Es war gar kein Zweifel: sie hatten mich. Sobald ich nur eine schüchterne Bewegung nach links machte, blitzten mir in verdächtiger Nähe ein halbes Duzend blanker Gewehrläufe entgegen, und sobald ich, davon erschreckt, vorsichtig nach rechts auszuweichen versuchte, hatte ich das Vergnügen, in einige mir drohend entgegengehaltene Revolvermündungen hineinzusehen. Also eine höchst ungemüthliche Situation!

Item: sie hatten mich.

Die sizilianische Räuberbande nämlich, der in die Hände zu fallen ich unvorsichtig genug gewesen war. Welcher Teufel hatte mich aber auch geplagt, entgegen allen gutgemeinten Warnungen in Palermo und Syrakus gerade die madonischen Berge aufzusuchen, die wegen ihrer Unsicherheit weit und breit berüchtigt waren! Erst vor kurzem war ein englischer Lord überfallen und nicht eher losgelassen worden, bis der erkleckliche Betrag von 100 000 Lire als Lösegeld ausgezahlt worden war, und mein guter Freund Richard, mein treuer Schulfreund und Reisekamerad, der Sizilien schon von wiederholten Reisen her kannte, hatte noch in Palermo warnend zu mir gesagt: „Paß auf, Du wirst schon noch Deine Erfahrungen machen! Wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen!“

Mir aber war nicht zu rathen gewesen, und seelenbergnügt ließ ich eines Tages mein gutes Hotel in Palermo im Stich und zog hinaus in die madonischen Berge.

Freilich, ich hatte alle möglichen Vorsichtsmaßregeln angewendet. Ich kam nicht daher, wie jener englische Lord, in schwer gepackter Reiseequipe, ein Diener vorn, ein Diener hinten, vier stattliche Gäule voraus, sondern hübsch bescheidenlich zog ich einher auf Schusters billigen Klappen; keine schwere goldene Uhr nebst bider goldener Kette konnte bei mir Angriffsabsichten wachrufen, denn mein Uehrchen war eine uralte Spindeluhre, vom Paten selig geerbt, für die kein Trödler eine Mark geboten hätte, und als Kette figurirte eine baumwollene schwarze Schnur, die nichts Auffälliges hatte, als höchstens, daß ihr Schwarz an einigen Stellen schon in ein recht schädliches Grau sich zu verwandeln anfing. Und was endlich den weiteren Inhalt meiner Taschen anbelangt; nun, ich bin ein deutscher Schriftsteller, und das will, ebenso sicher wie der heiligste Eid, sagen, daß ich über keine irdischen Schätze verfüge als über etwas weißes Papier, eine Flasche schwarzer Tinte, Federhalter und einige Federn. Die Honorare, welche unsere fraußsischen und englischen Kollegen bekommen und durch die sie zu Millionären werden — die sind für uns ein schöner Traum, der nie in Erfüllung geht und über den wir höchstens tüchtig ausgelacht werden, wenn wir ihn unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit etwa irgendwo erzählen.

Man wird also zugeben, es war bei mir nichts zu holen, und froh ob meines federleichten Gepäcks war ich rüstig fürbaß gewandert.

Immer wilder und romantischer, immer großartiger und ergreifender ward die Gegend um mich herum, die ich an der Hand einer guten Karte durchstrich und als ich eines Tages in eine riesige tiefeingeschnittene Schlucht kam, wollte mein Staunen kein Ende nehmen. Ich starrte die Felsen an, und dabei erblickte ich plötzlich etwas, worüber ich ebenfalls staunte, was mir aber doch nicht so recht zur Natur zu gehören schien: aus zwei, drei, vier Büschen am Wege blitzte und funkelte es so wunderbar, und das, was da so blitzte und funkelte, hatte eine merkwürdige Aehnlichkeit mit Flintenläufen, und was mir noch merkwürdiger erschien, war der Umstand, daß besagte Flintenläufe in einer alle Zweifel benehmenden Weise sich gegen mich richteten.

Zwischen Furcht und Hoffnung schwankend starrte ich die Dinger an, als mir plötzlich der Ruf entgegenschallte: „Halt!“ Und ein verdächtiges Knacken der Gewehrrohre begleitete dies Wort. Niemals in meinem Leben, selbst nicht als Soldat, bin ich mit solch vollendeter Promptheit und minutiösester Pünktlichkeit einem Befehl nachgekommen, als diesem, der mir soeben in solch freundlicher Weise ertheilt wurde. Ich stand wie angenagelt.

Und im Nu erschienen rings aus dem Busch und Strauchwerk etwa ein Duzend Kerle, alle bunt und phantastisch gekleidet, mit Gewehren, Revolvern und Messern bis an die Zähne bewaffnet, die ohne alle weiteren Komplimente in meine Taschen faßten und herausnahmen, was sie fanden.

Ihre Gesichter wurden länger und länger, als sie die Ausbeute sahen, die sie da voranden. Verächtlich wurde meine Spindeluhre bei Seite geworfen, der Inhalt meiner Brieftasche, einige bescheidene Papierscheine, ebenso verächtlich in die eigenen Taschen gesteckt, und als man mit der Visitation zu Ende war, klang mir im reinsten Italienisch die Aufforderung entgegen:

„Du wirst 50 000 Lire Lösegeld zahlen! Bis diese da sind, bist Du unser Gefangener!“

Ich stand völlig starr! 50 000 Lire! Was dachten die Kerle von mir! 50 000 Lire!

„Liebe Freunde,“ entgegnete ich, und besleißigte mich einer ausnehmenden Höflichkeit, „Ihr seid ohne Zweifel lauter vortreffliche Leute, aber wenn Ihr glaubt, daß Ihr 50 000 Lire von mir erhalten könntet, so seid Ihr doch im Irrthum — — —“

Ein großer ledner Bursche, offenbar der Hauptmann der Bande, den die anderen Giacomo nannten und vor dem sie einen gewissen Respekt beundeten, trat drohend an mich heran und sagte:

„50 000 Lire!“

„Lieber Freund Giacomo,“ antwortete ich, „das ist unmöglich!“

„Unmöglich?“

Er starrte mich an, als zweifle er an meinem Verstande.

„Dann wirst Du gehängt!“ meinte er trocken.

Eine angenehme Aussicht!

„Aber mein Gott, lieber Giacomo, woher soll ich denn das Geld nehmen, wenn ich es nicht besitze?“

Das würde sich schon finden, erklärte Giacomo. So sagten sie anfänglich alle, und wenn sie erst einige Wochen in ihrer freundlichen Gesellschaft zugebracht hätten, dann stelle sich jedesmal pünktlich und prompt das geforderte Lösegeld, und wäre es noch so hoch, ein.

Man sieht, Freund Giacomo hatte seine Erfahrungen. Und mit Leuten, die ihre Erfahrungen gemacht haben, thut man gut, vorsichtig und diplomatisch zu verkehren.

Ich setzte also meinem neuen Freunde mit ciceronianischer Beredsamkeit auseinander, daß er sich diesmal doch im Irrthum befände, und unglücklicherweise in einem sehr großen Irrthum. Ich sei ein deutscher Schriftsteller, und er möge nur mal in einer Litteraturgeschichte nachlesen, wie es denen zu allen Zeiten gegangen und daß diese niemals Schätze zu sammeln Gelegenheit gehabt hätten. Und wenn er etwa mal das Gegentheil gehört hätte von einem gewissen Goethe, so sei obgesagter Goethe der Dußfreund eines Herzogs und der Gastfreund des gesammten Olymps gewesen, und solche Protektionen könnten einem schon zur Erwerbung des schönsten Mammons behülflich sein. Ich aber, ich hätte solche Freunde nicht; die Freundschaft einiger Vreleger und Redakteure, deren ich mich allenfalls rühmen könnte, sei in pekuniärer Beziehung zwar zuweilen ganz einträglich, aber um so mir nichts, dir nichts mit 50 000 Lire herumwerfen zu können, eben doch nicht einträglich genug. Zwar — so setzte ich mit schüchternem Erröthen, das mir recht gut stand, hinzu — es sei nicht ganz unmöglich, daß man mir dereinst ein Denkmal errichten werde unmittelbar neben dem Goethe- und Schiller-Denkmal zu Weimar. Aber wenn das geschähe, so würde es ohne Zweifel nach üblicher deutscher Sitte erst nach meinem Tode geschehen und das werde hoffentlich noch lange dauern, denn ich hätte

gar keine Lust, in so frühen Jahren zu sterben. Und der Gedanke etwa, mir die Kosten des Denkmals lieber bei meinen Lebzeiten im voraus zahlen zu lassen, was gar nicht so ganz übel und für manchen armen Teufel besser als Marmor und Bronze nach seinem Tode wäre — der Gedanke würde meinen lieben Landsleuten völlig unplausibel sein.

„Ergo, lieber Giacomo,“ so schloß ich, „ich habe nichts und werde nichts haben, also sei so gut und laß mich laufen — ich verspreche Dir, daß ich Dir nie wieder in den Weg kommen werde!“

Triumphirend und meines Erfolges gewiß, sah ich ihn an. Aber der verdammte Kerl lachte höhnlisch, stieß mit dem Kolben seiner Büchse dröhnend auf den Boden, daß ich höflich einen Schritt retirirte, und sagte kurz und bündig:

„50 000 Lire oder Du wirst gehängt!“

Man sieht, mein Freund Giacomo hatte alle Anlage zum Diktator: er befahl einfach; wie das Befohlene ausgeführt wurde oder ausgeführt werden könne, darum kümmerte er sich nicht.

Eine angenehme Situation! Alles innere Raisonniren half nichts gegen diese Erkenntniß und die schöne fünfstellige Ziffer tanzte fortwährend vor meinen Augen herum.

Wir waren mittlerweile zu einem Lagerplatz der Gesellschaft gekommen, wo uns noch einige Kerle erwarteten und außerdem ein bildhübsches, schwarzhaariges und glutäugiges Wesen anwesend war, die mit Giacomo sehr vertraut und seine Braut zu sein schienen.

Man machte sich ans Essen. Aus großen Körben wurden die Vorräthe ausgepackt und ich bemerkte, daß meine Freunde gar nicht übel lebten. Da gab's Eier, Schinken, Fleisch, Käse, Brote, funkelnden Wein, und mit einem wahren Wolfs hunger stürzte sich die Gesellschaft auf den Imbiß. Wenn ich nun aber geglaubt hatte, daß auch ich von all den Herrlichkeiten mein bescheiden Theil abbekommen würde, denn auch ich hatte von dem weiten Marsch gewaltigen Hunger, so befand diesmal ich mich im Irrthum, wie vorhin Freund Giacomo. Ich bekam nämlich von all den Ledersbissen nichts; nur eine Schale mit Ziegenmilch und ein Stück Brot gab man mir. Wenn ich aber etwa mehr zu trinken haben wollte, erklärte man mir dabei freundlich, so sei da hinten an jenem Busch eine klare Quelle, und man hätte gar nichts dagegen, wenn ich mir von da Wasser holen möchte.

Das empörte mich aber doch. Wie! Wenn man 50 000 Lire von mir forderte, so könne man mir auch etwas Ordentliches zu essen geben, kalkulirte ich, und kurz entschlossen nahm ich ergrimmt über die miserable Behandlung dem zunächst neben mir Sitzenden ein saftiges Stück Fleisch fort, das er gerade vor sich liegen hatte, um es schmunzelnd zu verzehren.

Da kam ich aber schön an. Mit einem furchtbaren Fluch sprang der ungemüthliche Mensch auf, ein Messer blühte in seiner Hand, und ich glaube, es wäre um mich geschehen gewesen, wenn nicht Giacomo sich ins Mittel gelegt hätte.

„Daß gut sein, Beppo!“ sagte der. „Jetzt wird er uns 60 000 Lire bezahlen!“

Auf 10 000 mehr oder weniger kam es mir jetzt schon auch nicht mehr an, aber doch hütete ich mich, die Mahlzeit eines anderen wieder zu attackiren. So ein blankes Messer in der Hand eines Rasenden ist ein niederträchtiger Gegenstand.

Ich bemerkte bei der Mahlzeit wiederholt, daß die schöne Rosa oder wie die dunkeläugige Banditenbraut sonst heißen mochte, häufig verstohlen zu mir hinüberblinzelte. Wenn nun aber der geneigte Leser oder die freundliche Leserin denkt: Halt! Jetzt geht's los! Jetzt verliebt sie sich in ihn, wirft sich ihm an den Hals, löst seine Bande und geht mit ihm durch! — so muß ich sehr bedauern, als ein wahrheitsgetreuer Chronist solchen enormen Erwartungen im Verlaufe meiner wahrhaftigen Geschichte ganz und gar nicht entsprechen zu können. Im Gegentheil, die schöne Rosa entpuppte sich als ein Frauenzimmer von entsetzlich profaischer Denkungsart, die

keine Ahnung von Romantik hatte und von Liebe und Flucht nicht das geringste wissen wollte. Sie trat nämlich an mich heran und fragte schnippisch, wann das Bösegeld eintreffen werde.

„Ueberhaupt nicht, Du Schlange!“ entgegnete ich, nicht sehr höflich.

Sie aber lachte laut auf, zeigte ihre prachtvollen weißen Zähne und meinte, dann würde ich eben gehängt werden, Stricke gäb's die schwere Menge und an Bäumen sei just auch kein Mangel.

Jetzt erboste ich mich aber doch gründlich.

„Warte Du nur!“ rief ich entrüstet dem Giacomo zu. „60 000 Lire wollt Ihr haben, nichts zu essen wollt Ihr mir geben, mich verhungern lassen wollt Ihr — gut, dann brenne ich Euch durch und schicke Euch die Karabinieri auf den Hals, daß man Euch hängen soll —“

Kaltblütig trat Giacomo einige Schritte näher an mich heran.

„So,“ sagte er, „daß also wirst Du thun! Gut, daß Du's wenigstens offenbarst! Dagegen giebt es Mittel!“

Und ebenso kaltblütig legte das Ungeheuer seinen Revolver auf mich an, zielte — — — — —

Er hätte mich zweifellos todtgeschossen.

Aber in diesem kritischen Augenblicke rief eine laute Stimme:

„Mensch, was ist das denn mit Dir? Du schläfst ja wie ein Murmelthier! Es ist zehn Uhr morgens! Willst Du denn nicht aufstehen!“

Hm! Ich wunderte mich bloß. So konnte doch unmöglich mein Freund Giacomo sprechen. Die Stimme sprach ja deutsch und war ja keineswegs Giacomo's Stimme. Ich sah mich um. Da stand dicht neben mir zu meinem grenzenlosen Erstaunen mein guter Freund Richard.

„Mensch,“ fuhr dieser entrüstet fort. „Wirst Du machen, daß Du aus dem Bett kommst! Und dann sag mal, was hast Du denn die halbe Nacht für verrückte Sachen geträumt? Fortwährend hast Du den Namen Giacomo genannt — was hat Dir denn der Biedere gethan? Es schien, als ob Du Händel mit ihm gehabt hättest!“

Und in diesem selben Augenblick sah ich an der geöffneten Thür unseres Zimmers meinen Freund Giacomo vorüberschreiten, den würdigen Hausknecht unseres Hotels in Palermo, wie er soeben etwa ein Duzend leerer Weinflaschen vorbeibrug.

„Unsere Arbeit von gestern Abend!“ lachte Freund Richard und zeigte auf die leeren Flaschen. „Uebrigens, mit Dir trinke ich keinen Sizilianer mehr — Du träumst das tollste Zeug danach! Und nun schnell, steh auf, Faulpelz!“

Ich erhob mich. Ein leises Kopfweh erinnerte mich an die vergnügten Stunden von gestern Abend in Signor Taddeo's Osteria — es war reizend gewesen — ein bißchen stark gekneipt freilich — na, auf Reisen darf so etwas wohl mal vorkommen —

Kurz nachher traf ich draußen auf dem Korridor meinen Freund Giacomo, den Hausknecht. Ich drückte ihm einige Silberlinge in die Hand und sagte lächelnd:

„Das Bösegeld!“

Er aber schüttelte verwundert den vorstigen Kopf, ließ die Geldstücke in seine Tasche gleiten und machte das dümmste Gesicht, das ich je von ihm gesehen habe — — —

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Merkräthsel.

Glühlicht — Verpackung — Handgeld — Blaserohr — Schwiegermutter — Schleier — Wachtel — Brindisi — Dichtung — Epaminondas.

Von jedem der vorstehenden Wörter sind drei nebeneinanderstehende Buchstaben zu merken. Diese Buchstabengruppen vereinigt ergeben ein bekanntes Sprichwort.

Bilderräthsel.



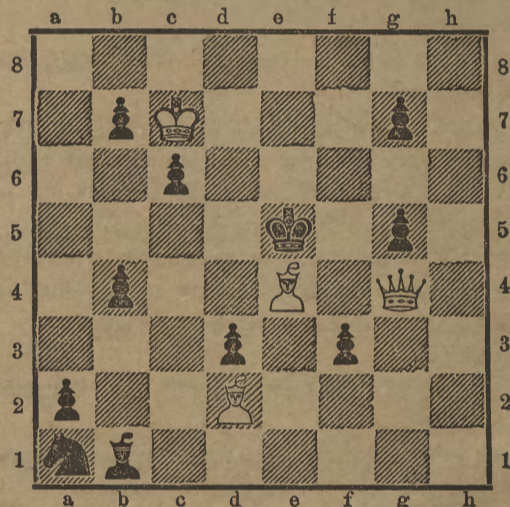
Gleichung.

$$(a-b) + \frac{1}{4}c + (d-e) + (f-g) = x.$$

a weibliches Wesen; b Flur; c Nutgewächs; d Univeritätsstadt; e fremdes Bier; f schmachtiger Fisch; g Umstandswort; x Theil des Jahres.

Schachaufgabe.

Von C. Varain in München.



Weiß.

(4+11)

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Auflösung des Bilderräthfels.

Theaterneuheit.

Auflösung des Quadraträthfels.

K A P P E
B R A U T
P A R I S
B R I E F
K I S T E

Auflösung des Merkräthfels.

Madagaskar.

Auflösung der Skataufgabe.

Kartenvertheilung:

B. cB, a7; c10, K, 9, 8, 7; d9, 8, 7.
M. a, bB, aA, 10, K; bA; cA, D; dA, K.
G. dB, aD, 9; b10, K, D, 9, 8, 7; d10.
Stat: a8, dD.

Spiel:

1. B. cK, cA, dB (-17). 2. G. b10, cB, bA (-23).
Da V bis Null ouvert gehalten, also das blanke bA nicht haben konnte, mußte H gleich b10 vorsetzen.
3. B. c10, cD, d10 (-23). Die andern Stiche macht der Spieler, aber die Gegner haben bereits 63.

Wichtige Lösungen gingen ein von: Hans Baumgärtel, Martha und Marianne Ciesla, Hans Kähl, Emil Abrecht, Willi und Alfred Hesse, Anna und Kurt Julius, Oskar Schneider, Erich Stübner, Bromberg.